

# Im Auge des Betrachters

Der Kanadier Rob Spence kann mit einer kleinen Kamera in seinem Gesicht filmen. Manche wollen ihn umbringen, für andere ist er ein Held

VON JULIAN ERBERSDOBLER

Rob ist neun, als er mit der gelandeten Schrotflinte seines Großvaters, Kaliber zwölf, auf einer Farm in Irland steht. Wie in den alten Cowboyfilmen legt er den Gewehrkolben unter seinen Arm, das rechte Auge direkt am Lauf. Der Großvater erklärt noch, dass er den Kolben gegen die Schulter drücken muss, sonst fliegt ihm das Gewehr um die Ohren. Aber der Junge hört nicht auf den Alten. Er visiert einen dieser großen, braunen Fladen an. Dann drückt er ab.

Das Letzte, was Rob Spence wirklich scharf mit beiden Augen sehen konnte, ist ein Haufen Kuhscheiße.

Mehr als 30 Jahre später steht Spence in seinem Garten, trinkt Dosenbier und grillt Schweinspieße. Er sagt: „Ich bin ein Arschloch, das sein Auge verloren hat und das Beste daraus gemacht hat.“ Ein typischer Spence-Satz, Subjekt, Prädikat, Schimpfwort. *Asshole* sagt er besonders gern.

Der Kanadier, 45, lebt seit einem Jahr in Cobourg, östlich von Toronto. Seine genaue Adresse soll geheim bleiben. Es gibt Leute, die sie gerne hätten. Spence ist vorsichtiger geworden. Er will nicht riskieren, dass sich noch mal jemand im Gebüsch versteckt, der ihn abstechen möchte. Nicht alle sind von seiner Erfindung so begeistert wie er selbst.

**Viele Leute haben Angst vor ihm. Ist der Kanadier zu weit gegangen?**

An seinem künstlichen Auge scheiden sich die Meinungen. Dabei gibt es längst Menschen mit Mikrochips unter der Haut, die damit ihre Haustüren öffnen. Kinder, deren Hände aus dem 3-D-Drucker kommen oder Gehörlose, die dank eines Implantats im Schläfenknochen wieder hören können. Aber Spence hat mit seiner Prothese ein Echo ausgelöst, das ihn von all denen abhebt. Allein ein Video auf Facebook wurde 9,5 Millionen Mal angesehen, bekam 11 700 erschrockene Emojis und mehr als 5000 Kommentare. Für viele ist der Kanadier so etwas wie wahr gewordene Science-Fiction, ein Cyborg, halb Mensch, halb Maschine. Für andere ist er ein Albtraum, ein Blick in die Zukunft, der Angst macht. Rob Spence aus Cobourg, Ontario, hat offenbar eine Grenze überschritten. Nachdem sein rechtes Auge entfernt werden musste, ließ er sich eine Prothese mit einer winzigen Kamera bauen.

Der Mann, der so polarisiert, wohnt in einer ruhigen Gegend mit einem dieser

Hunde, die nie bellen. In der Dämmerung zapfen Kanadafalgen über sauber frisierten Vorgärten. Im Arthur's Pub, seiner Lieblingskneipe ums Eck, kostet ein großes Guinness sieben Dollar und 99 Cent, Durchschnittspreis für Durchschnittsbier. Hier wissen die wenigsten, dass sich der Typ am Tresen in einen Superhelden verwandeln kann.

Seine Prothese trägt er nur selten. Und wenn er es tut, wirkt das so, als könnte sie ihm in jedem Moment aus dem Gesicht flutschen. Sie ist etwas zu groß, und sehen kann er damit auch nicht. Aber er filmt andere mit seinem Auge. Wie heikel das ist, bekam auch Google zu spüren, als der Konzern seine Video-Brille „Glass“ auf den Markt brachte. Es dauerte nicht lange, bis deren Träger als „Glassholes“ beschimpft wurden und in einigen Kneipen und Restaurants Lokalverbot erhielten.

Wenn Spence aus dem Haus geht, trägt er meistens seine schwarze Augenklappe. Dann schläft die Kamera in einer edlen, roten Schatulle. Angesprochen wird er trotzdem ständig, selbst auf den 500 Metern zum Imbiss nehmen, der fettige Chickenwings verkauft. Wenn ihn Kinder auf der Straße sehen, schreien sie „Pirat“. Andere machen „Arrrrrrrr“.

Rob Spence, der Captain Jack Sparrow von Cobourg.

Als er selbst noch ein Kind war, spielte er stundenlang in seinem Zimmer mit einer Plastikfigur aus der US-Serie „Six-Million-Dollar-Man“. Dank eines kleinen Lochs im Hinterkopf konnte er die Welt durch das künstliche Auge der Hauptfigur sehen. Ein Fenster für die Fantasie.

Nach dem Unfall mit der Schrotflinte muss Spence wieder und wieder ins Krankenhaus. Nach jeder Operation muss er still liegen, darf seinen Kopf nicht bewegen. „Es war für mich wie ein Gefängnis.“ Erst sieht er mit dem rechten Auge wie durch eine Colaflasche, trüb, aber immerhin. Dann wird es schlechter. Mit 14 setzen ihm die Ärzte eine Kunstlinse ein. Die Linse löst sich, die nächste OP, wieder diese Schmerzen, wieder Liegen, wieder Gefängnis.

20 Jahre leidet er, bis es keinen anderen Ausweg mehr gibt: Das Auge muss raus. Während die Ärzte überlegen, an welchem Tag sie ihn operieren, überlegt Spence, wie er dem Loch in seinem Kopf einen Sinn geben kann. So nennt er den Hohlraum in seiner rechten Augenhöhle. Da arbeitet er schon als Filmmacher, geht auf Festivals und gibt Fernsehinterviews. Er lernt, wie man Geschichten erzählt und sie anderen verkauft. Seine beginnt mit einem Nokia 2760. Der erste Gedanke: Wenn so eine winzige Kamera in mein Klapphandy passt,

dann doch auch in meine Augenhöhle. Der zweite: Wenn Journalisten von dem Plan hören, schreiben sie sich die Finger wund. Der dritte: Wenn ich aus dieser Perspektive drehe, schaffe ich eine nie dagewesene Nähe zu meinen Protagonisten.

Downtown Toronto, York Street 1, zehnter Stock. Rob Spence sitzt auf einem Hocker neben einer großen Videokamera. Er stellt heute die Fragen, ohne Prothese, mit Augenklappe. Es ist einer dieser Aufträge, die einen Filmmacher wie ihn eigentlich unterfordern, aber Geld bringen. Pro-

**Es gibt ein Problem: Spence ist der Zero-Million-Dollar-Man. Er hat kein Budget**

mo für eine Preisverleihung. Er braucht starke Zitate, seine Interviewpartnerin ist aufgeregt und stolpert Satz für Satz. „Alles ist gut, ich verstehe das“, sagt er, als nichts mehr hilft. „Dir sitzt ein unheimlicher Mann mit Augenklappe gegenüber.“ Sie muss lachen. Danach läuft das Gespräch zumindest ein bisschen besser.

Es ist genau die Art von Humor, die Spence auszeichnet. Die Sache mit der Schrotflinte nennt er heute Irish Luck, irisches Glück: das Beste aus der Situation machen. Bevor sein Auge entfernt werden muss, nervt er das Krankenhaus so lange, bis er eine Kamera im OP mitlaufen lassen darf. Erst beim zehnten Versuch bekommt er

*Bevor ihm die Ärzte sein rechtes Auge nahmen, überlegte Rob Spence, was ein Filmmacher mit einem Loch im Kopf anfangen soll. Wie wäre es mit einer kleinen Kamera? Inzwischen hat er mehrere davon. Eine leuchtet rot.*

FOTO: DAVID VINTNER



ten. Redakteure von *Time* finden die Idee so charmant, dass sie das Auge 2009 in die Liste der besten Erfindungen des Jahres aufnehmen. Seitdem wird der Kanadier auf Festivals in Brasilien, Konferenzen in Japan und Talkshows in Frankreich eingeladen.

Wenn es irgendwie geht, kommt seine Frau Anne Louise Abraham mit. Die beiden haben sich auf der Datingseite Okupid kennengelernt. Er schrieb als Erster: „Ich bin ein netter Typ, und ich bin Eye-borg.“ So nennt er sich, wenn die Kamera läuft. Sie ist skeptisch. Ist der Typ echt? Anne Louise antwortet erst, als er den Link zu einem seiner Vorträge schickt. Beide inszenieren sich gerne auf Instagram. Sie postet Bilder von ihren Pferden, er Bilder von seinen Augen. Ihr folgen fast 20 000 Menschen, ihm nur 2200. Spence weiß, dass er sich auch in diesem Schaufenster ausstellen muss, weil es sich lohnt. Einmal hat er 8000 Dollar für einen einzigen Vortrag bekommen. Manche buchen ihn auch, damit er in die Glaskugel schaut. Wann kommen die Roboter? Er muss es doch wissen.

**Plötzlich steht der Fremde ohne T-Shirt in seinem Wohnzimmer. Dann eskaliert die Situation**

Der Britte Neil Harbisson ist einer der Hauptlinge in der Szene. Cyborg als Beruf. Weil er farbenblind auf die Welt kam, ließ er sich den Schädelknochen aufbohren. Seitdem trägt er eine Antenne im Hinterkopf und sieht aus wie eine Comicfigur, der eine Schreibstiftlampe aus dem Schädel wächst. Harbisson kann Farben hören. Vor acht Jahren hat er die Cyborg Foundation gegründet, eine Stiftung für Menschmaschinen. „Wenn er Coca-Cola ist, bin ich Coke Zero“, sagt Rob Spence. „Für mich ist das Ganze nur ein bizarres Hobby. Ich könnte auch stattdessen Golf spielen.“ Der Filmmacher ist in eine seltsame Rolle hineingeraten, irgendwas zwischen Zirkuspriester und Philosoph. Der Typ mit dem Terminator-Auge, aber auch der Mann mit der These, dass alle Menschen Cyborgs sind. „Die ersten Computer standen bei irgendwelchen Tech-Firmen in abgeriegelten Räumen. Irgendwann kamen sie auf unsere Schreibische. Dann wurden sie zu Laptops, die wir auf unseren Schoß legen, zu Uhren, die wir um das Handgelenk tragen und zu iPhones, die uns aufs Klo begleiten. Ist das besser als eine Kamera im Auge?“

Nach solchen Aussagen bekommt er immer jede Menge Mails. Es gibt drei Arten von Absendern: Journalisten, die ihn spannend finden. Menschen, die selbst ein Auge verloren haben. Und Leute, die ihm den Tod wünschen. Diese Nachrichten beantwortet er nie. Spence glaubt, dass sein Auge wie ein Magnet wirkt, der gerade diejenigen anzieht, die sich sowieso schon verfolgt fühlen. Schizophrene zum Beispiel.

Einmal stand plötzlich dieser Fremde mit nacktem Oberkörper in seiner damaligen Wohnung in Toronto. Spence war gerade beim Pinkeln, als er das Rascheln hörte. Der Mann griff ihn mit einem Schraubenzieher an. Er konnte gerade noch ausweichen, verpasste ihm zwei, drei Schläge, packte ihn mit der einen Hand an der Jeans und der anderen an den Haaren und warf ihn aus der Wohnung. Der Schock blieb.

Er erlebt aber auch das Gegenteil. 2010 schrieb ihm ein junges Mädchen, das auch mal Filmmacherin werden will. „Ich unterstütze dich, Love Ashley.“ Als sie ein Baby war, mussten die Ärzte ihr linkes Auge entfernen. Krebs. Sie ist eine von vielen. Manchmal melden sich auch Mütter von Kindern, die bald auf dem OP-Tisch liegen und nur mit einem Auge aufwachen werden. Für sie ist Spence ein kleiner Held. Denen antwortet er immer. Dass er seine Kamera eigentlich nur auf Konferenzen benutzt, weil die Qualität nicht besonders gut ist, verschweigt er da lieber. Die Batterie hält gerade mal 30 Minuten, dann muss er das Auge wieder aufladen.

Braucht ja nicht jeder zu wissen, dass er ein Held ist, dem schon nach einer halben Stunde die Puste ausgeht.